

Machtvergessenheit

Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs

Practical Theology in the Discourse of the Humanities



Herausgegeben von

Maureen Junker-Kenny, Thomas Klie, Martina Kumlehn
und Ralph Kunz

Band 25

Machtvergessenheit

Deutungsmachtkonflikte in praktisch-theologischer
Perspektive

Herausgegeben von Thomas Klie, Martina Kumlehn,
Ralph Kunz und Thomas Schlag

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-063208-8

e-ISBN (PDF) 978-3-11-063284-2

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-063234-7

ISSN 1865-1658

Library of Congress Control Number: 2020950184

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Thomas Klie/Martina Kumlehn/Ralph Kunz/Thomas Schlag

Einleitung

Wider die (hermeneutische) Machtvergessenheit –
Deutungsmachtanalyse als Querschnittsdimension
praktisch-theologischer Reflexion — 1

I Deutungsmacht und Grundfragen der Praktischen Theologie

Gesche Linde

Deutungsmacht

Einige grundsätzliche Überlegungen auf Basis einer semiotischen
Interpretationstheorie — 19

Michael Meyer-Blanck

Die Praktische Theologie vor der Machtfrage — 59

Marcell Saß

Deutungsmacht und die Geschichte religiöser Bildung

Foucaults Diskursanalysen und Machttheorie als
Forschungsperspektive — 75

Andreas Kubik

Theologische Kulturhermeneutik von Deutungsmachtkonflikten

Versuch über „Öffentlichkeit“ als Thema der Theologie — 91

Ilona Nord

„Die Digitalität fördert das Priestertum aller Gläubigen.“

Zur Deutungsmacht digitaler Medien in praktisch-theologischer
Perspektive — 111

II Deutungsmachtkonflikte in praktisch-theologischen Handlungsfeldern

Manuel Stetter

Deutungsmacht und Predigtpraxis

Zur Materialität und Diskursivität rhetorischer
Überzeugungskraft — 135

Ralph Kunz

Deutungsmachtkonflikte im Kontext von Rede und Ritus — 155

Thomas Schlag

Konflikte um die Deutungsmacht

Eine pastoraltheologische Perspektive — 201

Maike Schult

Lebensdeutung ohne Entscheidungsmacht?

Deutungsmachtkonflikte in der Seelsorge — 219

Thomas Klie

Zwischen Konvention und Konversion

Deutungsmachtkonflikte bei Taufen im konfessionslosen
Umfeld — 241

Bernhard Dressler

Deutungsmachtkonflikte im Spannungsfeld von politischer und religiöser Bildung — 257

Martina Kumlehn

Akteure – Bilder – Narrationen

Deutungsmachtsensible Religionspädagogik und die Macht der
Erzählungen am Beispiel der Corona-Krise — 277

Thorsten Moos

Historie als Deutungsmacht

Zur Geschichtspolitik diakonischer Einrichtungen — 307

Lars Charbonnier

Zukunft gestalten zwischen Enttäuschung und Erwartung

Deutungsmachtkonflikte und die Generationenaufgabe der
Kirche — **329**

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren — 353

Thomas Klie/Martina Kumlehn/Ralph Kunz/Thomas Schlag
Einleitung

Wider die (hermeneutische) Machtvergessenheit –
Deutungsmachtanalyse als Querschnittsdimension
praktisch-theologischer Reflexion

1 Das Forschungsprogramm „Deutungsmachtanalyse“ in der Praktischen Theologie

Praktische Theologie als „Theorie der christlichen Religionspraxis“¹ kann je nach wissenschaftstheoretischer Spezifizierung als Wahrnehmungs-, Handlungs- oder Kommunikationswissenschaft näher bestimmt werden.² Unabhängig von solchen Näherbestimmungen dürfte jedoch die hermeneutische Grundierung, die die Praktische Theologie immer auch als Interpretations- oder Deutungswissenschaft verstehen lässt, relativ unstrittig sein. Denn es geht in ihren homiletischen, liturgischen, poimenischen, kasual- und kirchentheoretischen, pastoraltheologischen und religionspädagogischen Diskursen immer um die Reflexion der Deutung von Religionskultur und Lebensgeschichten im Spiegel der christlichen Deutungshorizonte sowie um die Vermittlung von vielschichtiger Deutungskompetenz in religiösen Bildungsprozessen.

Dabei wird der Deutungsbegriff vielstimmig und durchaus programmatisch in Gebrauch genommen, in der Regel jedoch nicht selbst theoretisch entfaltet.³ Die damit gegebene Offenheit ist ambivalent. Einerseits macht es wohl gerade die Attraktivität des Deutungsbegriffs aus, dass er sowohl in lebensweltlicher als auch in wissenschaftlicher Perspektive aufgerufen werden kann und somit in verschiedensten Kontexten plausibel erscheint. Andererseits hat er die Tendenz,

1 Ulrike Wagner-Rau, „Praktische Theologie als Theorie der christlichen Religionspraxis“, in *Praktische Theologie. Ein Lehrbuch*, hg.v. Kristian Fechtner, Jan Hermelink, Martina Kumlehn und Ulrike Wagner-Rau (Stuttgart: Kohlhammer, 2017), 19–28, 19.

2 Vgl. dazu grundlegend Bernd Schröder, „In welcher Absicht nimmt Praktische Theologie auf Praxis Bezug? Überlegungen zur Aufgabenbestimmung einer theologischen Disziplin“ in *ZThK* 98 (2001): 101–130.

3 Vgl. z.B. Wilhelm Gräb, *Religion als Deutung des Lebens. Perspektiven einer Praktischen Theologie gelebter Religion* (Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2006).

ins Universale auszugreifen, weil alle „Wirklichkeitszugänge des Menschen prinzipiell deutenden Charakter haben“.⁴

Das Vorgängige und Widerständige der Wirklichkeit wird durch die Betonung der deutenden Welterschließung allerdings nicht negiert, sondern Deutungen sind „konstruierte Reaktionen, sie sind Antworten darauf, wie wir Wirklichkeit erleben“.⁵ Es ist demnach nicht alles Deutung, aber ohne Deutung – und sei sie noch so elementar – ist für uns nichts von Bedeutung oder: nur als gedeutete ist die Wirklichkeit für uns kommunikativ zu begreifen. Erfahrungen – als prinzipiell immer schon in Deutungsakte überführtes Erleben – sind einerseits deutungsproduktiv und andererseits im Sinne einer breit angelegten Ausdruckskompetenz auch von vorgängigen Deutungshorizonten abhängig, in die das Erleben deutend eingezeichnet werden kann. Für praktisch-theologische Vermittlungsprozesse und religiöse Bildungsprozesse ist von daher relevant, dass bestimmte Deutungsmuster durchaus auch erst spezifische Erfahrungen im Sinne einer expliziten Verarbeitung und Einordnung von Erlebtem ermöglichen. Es ist also von einem komplexen Wechselverhältnis auszugehen, das über die Erweiterung von Deutungshorizonten auch die Erweiterung von Erfahrungsmöglichkeiten annehmen kann.

Dietrich Korsch entwirft den Deutungsbegriff von den verschiedenen deiktischen, hermeneutischen und symbolischen Grundbedeutungen her.⁶ Demnach sind dem Deutungsprozess in unterschiedlicher Akzentuierung und gradueller Abstufung Hinweis-, Verweis- und Unterscheidungsstrukturen und Dimensionen des Verstehens – so anfänglich oder vom Nichtverstehen bedroht sie auch sein mögen – inhärent. Vor allem jedoch sind Deutungen immer zeichenvermittelt, in symbolische Ordnungen verstrickt und am Auf- und Abbau von Sinnzuschreibungen beteiligt. Im Blick auf den Deutungsbegriff betont Korsch auch die unerlässliche Aktivität, die subjektive Anstrengung bzw. das kreative Element im fortlaufenden, nicht abschließbaren Deutungsprozess, der von vorgegebenen Traditionen immer wieder angeregt, aber eben nicht stillgestellt werden kann.⁷

Philipp Stoellger nimmt den deiktischen Charakter des Deutens programmatisch auf und verstärkt diesen in kulturtheoretischer Perspektive, indem er – bei allen Differenzen, die bleiben – Bild- und Texthermeneutik über Gesten des Zeigens verbunden sieht: „Deutung ist eine kommunikative Handlung oder Zei-

⁴ Jörg Lauster, *Religion als Lebensdeutung. Theologische Hermeneutik heute* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005), 12.

⁵ Ebd., 14.

⁶ Dietrich Korsch, *Religionsbegriff und Gottesglaube. Dialektische Theologie als Hermeneutik der Religion* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2005), 220.

⁷ Vgl. ebd., 226.

chenpraxis von Personen oder von Medien, Apparaten, Institutionen, Methoden, Strukturen, ursprünglich deiktisch, gestisch, mimisch, tonal, leiblich, kinästhetisch, eine Weise des Zeigens (vgl. Warburg, Tomasello), d. h. etwas sehen lassen und machen (bzw. wahrnehmen, erkennen); in semantisch differenzierter Weise sprachlich, in ikonisch differenzierter Weise bildlich, in der Regel bewusst, meist intentional (Normalfall), ggf. aber auch unbewusst oder auch nichtintentional (Liminalfall: z. B. Symptome).⁸ Stoellger schreibt den Akten der Deutung explizit das Anliegen ein, Wahrnehmungen zu lenken und die Aufmerksamkeit der Adressaten zu gewinnen. Denn die Deutung gewinnt Macht durch Anerkennung: „Gedeutet wird zum Zweck Relevanz zu setzen bzw. Unterschiede zu machen“⁹. Auf diese Weise verbinden sich Deutungsprozesse mit Geltungsansprüchen und Wahrheitsfragen, und es ist zu untersuchen, mit welchen Strategien (symbolisch, metaphorisch, narrativ, rhetorisch, performativ usw.) diese impliziten oder expliziten Ansprüche verfolgt werden.

Diese Verknüpfung ist auch im Feld des Religiösen von besonderer Bedeutung. Denn dort, wo es um die Kommunikation von letzten Überzeugungen geht, wo Deutungen auf hyperkomplexe ideelle Phänomenfelder wie Glauben, Leben, Selbst, Welt und Gott Bezug nehmen, wo Offenbarungsansprüche im Spiel sind und wo unter dem Vorzeichen von Pluralität eine Vielzahl divergierender Deutungen konkurrieren, sind nicht nur oben genannte Strategien im Kontext der Plausibilisierung von Geltungs- und Wahrheitsansprüchen zu beobachten, sondern eben auch Deutungskonflikte unvermeidbar. Der Umgang mit diesen Deutungskonflikten ist im religiösen Feld komplex. Denn Gewissheitserfahrungen sind einerseits oft nicht verhandelbar. Andererseits ist das friedliche Zusammenleben in einer religionspluralen Gesellschaft auf kultivierten Streit und (grenzbewusste) Aushandlungsprozesse angewiesen.

Vor dem Hintergrund dieser Zusammenhänge ist das Programm verortet, gezielt nach „Deutungsmacht“¹⁰ zu fragen, d. h. die Hypothese zu entfalten, dass „Deutungsprozesse machtbesetzt (hermeneutisch untrivial) und Machtprozesse deutungsabhängig sind (machttheoretisch untrivial).“¹¹ Es geht darum, die weitgehende Machtvergessenheit im Kontext der Hermeneutik zu überwinden: „Deutungsmacht im Werden, Fungieren und Vergehen zu untersuchen, erfordert

8 Philipp Stoellger, „Deutungsmachtanalyse. Zur Einleitung in ein Konzept zwischen Hermeneutik und Diskursanalyse“ in *Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten*, hg.v. Philipp Stoellger (Tübingen: Mohr Siebeck, 2014), 1–85, 12.

9 Ebd.

10 Vgl. das DFG-Graduiertenkolleg 1887 „Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten“ in Rostock, <https://www.deutungsmacht.uni-rostock.de>.

11 Ph. Stoellger, *Deutungsmachtanalyse*, 2.

daher eine Neuorientierung der Hermeneutik zum Zweck der Deutung und Macht *differenzierenden* Verstehens, das beide Aspekte in ihren Verflechtungen begreift, also weder Deutungsprozesse auf Machtstrukturen reduziert, noch Macht in Deutungsprozessen verkennt (wie es in religiösen bzw. kirchlichen Kontexten nicht selten geschieht, zum Latenzschutz?).¹² Dabei können die Fragehorizonte unterschieden werden, wer jeweils die Macht zur Deutung hat und wie Deutungen im Einzelnen durch ihre kommunikativen Strategien Macht entfalten. In die Analyse von Deutungsmachtprozessen fließen verschiedene theoretische Zugänge zur Erschließung von Sprach-, Wort- und Bildmacht sowie Kommunikationsmacht ein.¹³

Dieses Forschungsprogramm ist auf jeden Fall – so die Generalthese des vorliegenden Bandes – auch für eine Perspektivenerweiterung des Reflexionspotenzials der Praktischen Theologie und der Religionspädagogik, die an der weitgehenden Machtvergessenheit hermeneutischer Diskurse partizipieren, von erheblicher Relevanz. Auch wenn z. B. Manfred Josuttis die Spannungsfelder von Kirche und Macht oder die Machtpotenziale der Erfahrungen des Heiligen aufgenommen hat¹⁴ und die machtsensible Diskursanalyse nach Foucault zunehmend an Präsenz in Fachdiskursen gewinnt,¹⁵ bleibt doch festzuhalten, dass im Kontext der Rezeption der kritischen Theorie nach 1968 mit ihren Orientierungen am Ideal oder der Utopie eines herrschaftsfreien Diskurses sowie Zielstellungen von Emanzipation und Mündigkeit einerseits eine wirkmächtige Negativkonnotation von Macht vorherrscht, die dafür sorgt, dass diese eher unsichtbar und machtheoretisch unterbestimmt bleibt. Andererseits hat zugleich das Unterlau-

12 Ebd., 2f.

13 Vgl. Philipp Stoellger, Hg., *Sprachen der Macht. Gesten der Er- und Entmächtigung in Text und Interpretation* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008); Philipp Stoellger und Martina Kumlehn, Hg., *Wortmacht / Machtwort. Deutungsmachtkonflikte in und um Religion* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017); Philipp Stoellger und Martina Kumlehn, Hg., *Bildmacht / Machtbild. Deutungsmacht des Bildes: Wie Bilder glauben machen* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018); Jo Reichertz, *Kommunikationsmacht: Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das?* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010).

14 Manfred Josuttis, *Petrus, die Kirche und die verdammte Macht* (Stuttgart: Kohlhammer, 1993); Ders., *Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge* (Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2000) und ders., *Heiligung des Lebens. Zur Wirkungslogik religiöser Erfahrung* (Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2004).

15 Vgl. z. B. Marcell Saß, „Praktische Theologie, Religionspädagogik und Diskurs“ *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 111 (2014): 203–223; Ingo Reuter, *Für ein couragiertes Selbst. Michel Foucaults Impuls für eine religionspädagogische Kritik schulischer Bildungsökonomisierung* (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2014).

fen bzw. das Uneingelöste des intendierten Emanzipationsprogramms mit dazu geführt, dass Machtfragen weiterhin wenig thematisiert werden.¹⁶

Dagegen sollte zukünftig auch in praktisch-theologischen Reflexionen der Deutungs- und Kommunikationsprozesse in den verschiedenen Handlungsfeldern genauer zwischen personalen, strukturellen, kausalen und instrumentellen Dimensionen von Macht unterschieden und vor allem nach Formen modaler Macht gefragt werden, die sich insbesondere in den Deutungsprozessen manifestiert.¹⁷ Das kann in systemtheoretischer Perspektive im Anschluss an Luhmann als eine „Modalisierung kommunikativer Interaktionen unter dem Gesichtspunkt von Macht“¹⁸ verstanden werden, wobei Macht dann die Chance ist, „die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens unwahrscheinlicher Selektionszusammenhänge“¹⁹ in der Kommunikation zu steigern. Vor allem jedoch kann in einer spezifischen Lesart der Machttheorie Foucaults in Deutungsprozessen nach vielfältigen modalen „Spuren der Macht“²⁰ als Strukturen der Ermöglichung bzw. Verunmöglichung im Sinne der *potentia* gefragt werden. Es geht um den Versuch, „Macht in ihren positiven Mechanismen zu analysieren“,²¹ wobei mit dem Attribut „positiv“ keine qualitative moralische Wertung verbunden ist, sondern eben die Betonung dessen, was Macht vermag beziehungsweise eben auch nicht vermag. In der modalen Perspektive organisiert Macht demnach Strukturen des Möglichen von etwas bzw. die Verwirklichung von Möglichem und ebenso Gegenteilig des Verunmöglichens von etwas. Sie arbeitet an Grenzverschiebungen des für möglich oder unmöglich Gehaltene. Das heißt auch, dass sie semantische Ordnungen aufbricht und nejustiert. Modale Macht zeigt sich in der Vielfalt ermöglichter Relationierungen und Neupositionierungen. Modale Macht steigt nicht mit dem Zwang, sondern mit der Erhöhung der erzeugten oder ermöglichten Alternativen, die sie vermitteln kann. Damit wird deutlich, wie notwendig eine Abgrenzung von Begriffen wie Herrschaft und Gewalt ist, wobei Übergänge hier auch fließend sein können und genau beachtet werden müssen. „Im Gegenüber zur nackten Gewalt kann sich die Macht mit Sinn verbinden. Vermittels ihres se-

16 Vgl. Bernhard Grümme und Thomas Schlag, „Art. Emanzipation“ in *Das wissenschaftlich-religionspädagogische Lexikon* (<https://doi.org/10.23768/wirelex.Emanzipation.200375>).

17 Vgl. dazu die Kurzdarstellung in Martina Kumlehn, „Art. Deutungsmacht“ in *Das wissenschaftlich-religionspädagogische Lexikon* (<https://doi.org/10.23768/wirelex.Deutungsmacht.200577>).

18 Niklas Luhmann, *Macht* (Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft, 2012), 33.

19 Ebd., 20.

20 Kurt Röttgers, *Spuren der Macht. Begriffsgeschichte und Systematik* (Freiburg/München: Alber, 1990).

21 Michel Foucault, *Analytik der Macht* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005).

mantischen Potentials schreibt sie sich einem Verstehenshorizont ein“.²² Jenseits der „nackten Gewalt“ finden sich jedoch auch Formen der Invisibilisierung, der Stigmatisierung, Diffamierung und Exklusion, die genuin zur Deutungsmachtproblematik gehören und durchaus als gewaltförmig erlebt werden können. Von daher ist nachdrücklich zu betonen, dass Deutungsmachtanalyse nicht ohne Deutungsmachtkritik auskommen kann.²³

Im Ausgang von einem multiperspektivischen Machtbegriff, der verschiedene „Variationen der Macht“²⁴ zu integrieren erlaubt, soll Deutungsmacht im Folgenden einerseits als akteursbezogen (personal oder nichtpersonal) und institutionell-strukturell als Vermögen zur Deutung verstanden werden, als vielfältige Form der Machtausübung qua Deutung und andererseits als Macht der Deutung, die ihr aufgrund verschiedener Strategien als Vermögen zur Änderung semantischer und kommunikativer Ordnungen zukommen kann. Sie kann als vierstellige Relation zwischen „Agent – Ordnung – Medium – Rezipient“²⁵ begriffen werden.

Mit Blick auf die Deutungsmachtanalyse sind drei Modi von Deutungsmacht zu unterscheiden:²⁶ Im Fall stiller, latenter Deutungsmacht, ist Deutungsmacht bereits anerkannt, erscheint von daher quasi als selbstverständlich und wird nicht als solche thematisch. Gerade darin kann sie sich jedoch als besonders mächtig erweisen. Sie wirkt dann unterschwellig oder verdeckt. Wenn Deutungsmacht im Konfliktfall strittig wird, ist sie nicht mehr oder noch nicht anerkannt, sondern steht zur Disposition und ist legitimierungsbedürftig. Im Kontext der pluralen spätmodernen Gesellschaften mit ihren widerstreitenden Deutungskulturen kann jedoch in einer nahezu paradoxen Zuspitzung der Konfliktfall selbst gerade als der Normalfall von Deutungsmacht angesprochen werden. Der liminale Ausnahmefall von Deutungsmacht kann immer nur ex post erschlossen werden. Er ist dann zu konstatieren, wenn Deutungen Ordnungsgefüge in besonderer Weise irritieren und verändern, wenn Deutungen etwas von umfassender Bedeutung grundlegend neu und anders sehen lassen.

Das theoretische Konstrukt der Deutungsmacht, das sich aus verschiedenen hermeneutischen und machttheoretischen Quellen speist, lässt sich hinsichtlich der Analyseinteressen anhand bestimmter Leitfragen konkretisieren, von denen einige exemplarisch genannt seien: Was zeigen Deutungen, was blenden sie ab?

22 Byung-Chul Han, *Was ist Macht?* (Stuttgart: Reclam, 2005), 37.

23 Vgl. Petra Gehring, „Macht und Kritik. Über Machtanalyse als Kritikform“ in *Macht und Reflexion*, hg.v. Heiner Hastedt (Hamburg: Meiner, 2016), 83–104.

24 André Brodocz und Stefanie Hammer, Hg., *Variationen der Macht* (Baden-Baden: Nomos, 2013).

25 Ph. Stoellger, *Deutungsmachtanalyse*, 36–38.

26 Vgl. Ph. Stoellger, *Deutungsmachtanalyse*, 41–44.

Welche Spuren von Macht im Sinne von Ermöglichung oder Verunmöglichung bestimmter Perspektiven und Sichtweisen sind in Deutungen eingezeichnet? Mit welchen Ermächtigungs- oder Entmächtigungsgesten werden Deutungen ausgestattet, um ihre Wirkmächtigkeit und damit ihre Möglichkeit zu steigern, an der Formatierung von Wirklichkeit zu arbeiten? Welche symbolischen, metaphorischen, narrativen, rhetorischen, performativen Strategien nutzen Deutungen, um Aufmerksamkeit, Anerkennung und Geltung zu erlangen? Wie verschieben Deutungen – gerade im Kontext von Fiktionalität und Metaphern – unsere Wirklichkeitskonzepte bzw. steigern die Möglichkeiten, von dem Unsagbaren, Unbedingten usw. dann doch etwas zu zeigen und zu sagen? Wie interagieren Akteursmacht, institutionelle Macht und modale Macht in komplexen Deutungsmachtformationen? Wie lassen sich Deutungsmachtkonflikte rekonstruieren und wie ist mit ihnen umzugehen?

Wenn es um die Erschließung von Deutungsmachtphänomenen bzw. konkreten Deutungsmachtkonflikten geht, dann sind schließlich noch verschiedene Ebenen der Deutungsmachtanalyse zu unterscheiden: Deutungsmacht kann selbst als Phänomen bearbeitet werden, indem am theoretischen Design und an der Begriffsbestimmung und Relationierung gearbeitet wird. In diesem Fall ist sie selbst Objekt der Betrachtung, um damit die hermeneutische Brille für die Phänomenererschließung allererst zu gewinnen. Als jeweils näher zu bestimmendes Analyseinstrumentarium kann sie dann anhand konkreter Erscheinungsweisen von Selbst- und Weltdeutung in Text und Bild und anderen Medien sowie in spezifischen Kommunikationsprozessen Deutungsmachtansprüche und -strategien sowie ihre konfliktiven Konstellationen freilegen. Und schließlich ist aus Sicht der Forschenden zu fragen, was sie selbst betreiben und mit welchen Deutungsmachtansprüchen sie selbst Phänomene anschauen und diese in ihrer Darstellung in einer bestimmten Weise sehen lassen. Wir haben es hier also auch mit einem klassischen hermeneutischen Zirkel zu tun, aus dem man nicht aussteigen kann: Deutungsmachtanalyse geschieht nicht im deutungsmachtfreien Raum. Wer zur Deutungsmacht arbeitet, ist selbst in Deutungsmachtprozesse verstrickt. Deshalb hat auch die Arbeit am Deutungsmachtkonzept grenzbewusst zu geschehen. Sie hat aufklärende, analytische Kraft, kann aber den Streit um die Sachen selbst nicht stillstellen, sondern nur zeigen, wie er betrieben wird. Sie ist damit eine innovative Dimension im hermeneutischen Diskurs, um Aspekte zu fokussieren, die sonst nicht gesehen werden, aber sie ersetzt andere semantische, pragmatische und syntaktische Perspektiven der Interpretationsarbeit nicht.

In einer Tagung auf dem Monte Verità in der Schweiz, die von den Praktischen Theologien der Universitäten Rostock und Zürich gemeinsam verantwortet wurde, ist bereits im Jahr 2016 anfänglich und experimentell reflektiert worden, welche Impulse die Forschungsperspektive der „Deutungsmacht“ im Anschluss an das

Rostocker Graduiertenkolleg „Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten“²⁷ für das Fach Praktische Theologie und insbesondere für eine entsprechend neu akzentuierte Erschließung der einzelnen praktisch-theologischen Handlungsfelder bieten kann. Dabei ist das produktive Potenzial einer Integration der Deutungsmachtperspektive sowohl hinsichtlich der Selbstreflexion des Faches als auch in der Analyse bestimmter religiöser und kirchlicher Kommunikationsvollzüge sehr deutlich geworden. Dieses Potenzial wird mit dem vorliegenden Band weiterverfolgt und exemplarisch freigelegt, in der Hoffnung, damit deutliche Akzente wider die Machtvergessenheit in den hermeneutisch grundierten Diskursen der Praktischen Theologie setzen zu können und die Deutungsmachtanalyse als eine zukünftige mögliche Querschnittsdimension praktisch-theologischer Reflexion ausweisen zu können.

2 Aufbau und Inhalt des Bandes

Der Band ist zweiteilig aufgebaut. In dem ersten Teil „Deutungsmacht und Grundfragen der Praktischen Theologie“ geht es darum, die Erschließungskraft der Deutungsmachtperspektive für die Erhellung gegenwärtiger Grundfragen des Faches zu eruieren, bevor im zweiten Teil nach exemplarischen Deutungsmachtkonflikten in den einzelnen Handlungsfeldern der Praktischen Theologie gefragt wird.

Gesche Linde eröffnet den Band als Systematische Theologin und entfaltet die Fragestellung der „Deutungsmacht“ anhand grundsätzlicher „Überlegungen auf Basis einer semiotischen Interpretationstheorie“. Sie subsumiert den Deutungsbegriff unter den Interpretationsbegriff und stellt das Peircesche Zeichenklassifikationssystem als differenziertes Instrumentarium vor, um Interpretationsprozesse und ihre Deutungsmachtstrategien präzise zu analysieren. Sie kommt zu der Grundbestimmung: „Unter der Ausübung von Deutungsmacht lässt sich sowohl der souveräne Vollzug je *eigener* Interpretationsprozesse verstehen, also der souveräne Vollzug eigenen Fühlens, Wollens, Handelns und Denkens, als auch die Beeinflussung, Steuerung oder Manipulation von Interpretationsprozessen *Anderer* bzw. die erfolgreiche Intervention in Interpretationsprozesse *Anderer*, im Zuge derer einer bestimmten Interpretation bzw. einem bestimmten Interpretanten im Unterschied zu anderen möglichen Interpretanten Geltung verschafft wird.“ Linde kennzeichnet dabei die „Ausübung von Deutungsmacht“, die ohne konkurrierende Ansprüche und die Durchsetzung gegen Alternativen nicht

27 <https://www.deutungsmacht.uni-rostock.de>

denkbar ist, immer auch als „ethisches Problem“. Unter Anwendung des Peirceschen Zeichenklassifikationssystems entwickelt sie schließlich eine Heuristik semiotischer Bestimmungen von Deutungsmachtstrategien, die sich an den differenzierten Interventionsmöglichkeiten an unterschiedlichen Funktionsstellen des Zeichenprozesses orientiert und zu klaren Beschreibungen konkreter Deutungsmachtstrategien führt. Ihr Beitrag schließt mit dem Ausweis möglicher Grenzen von Deutungsmacht und dem Hinweis auf die Notwendigkeit verschiedener Facetten von Deutungsmachtkritik.

Michael Meyer-Blanck arbeitet grundlegende Dimensionen praktisch-theologischer Reflexion „vor der Machtfrage“ heraus. Programmatisch rekurriert er dabei auf die „Macht der Theorie“, denn: „Wie man die Dinge sieht und beschreibt, wie man sie sehen sollte, das ist die Form der Machtausübung und des Machterlebens im Praxisfeld Theorie.“ Unterschieden wird zwischen der „Theorie der Macht“, die in die praktisch-theologische Analyse Eingang finden kann, und „Theorie als Macht“, indem die Wirkmächtigkeit von theoretischen Konstrukten hinsichtlich der Lenkung von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Gestaltungsprozessen ausgewiesen wird. Ziel des Beitrages ist es, „Praktische Theologie als machtbewusste und selbstreflexive Deutungstheorie“ auszuweisen, die in der Lage ist, „Sprach-, Begriffs- und Paradigmenmacht“ zu reflektieren, „Publikationsmacht“ als Teil von Deutungsmachtstrategien im Fach zu begreifen und „Lehr- und Prüfungsmacht“ transparent darzustellen. Er kommt schließlich zu der Bestimmung: „Die Praktische Theologie ist die bewusste, gezielte und selbstkritische Organisation jener diskursiv verfassten Deutungsmacht, die auf die Kirche – und auf das Christentum in seiner neuzeitlich differenzierten Gestalt insgesamt – ihre positiven Wirkungen ausüben soll.“ Vor diesem Hintergrund kann dann auch in professionstheoretischer Perspektive dafür geworben werden, Praktische Theologie als „Handlungstheorie für ein selbstkritisches Bewusstsein eigener Macht“ zu begreifen, die dazu anleitet, die Reflexion von Machtprozessen hinsichtlich des professionellen Agierens in den verschiedenen Handlungsfeldern zu integrieren.

Marcell Saß zeigt, wie „Foucaults Diskursanalysen und Machttheorie“ dazu beitragen, die Geschichte religiöser Bildung deutungsmachtsensibel zu rekonstruieren. Anhand des konkreten Vergleichs dreier aktueller Lehrbücher zur Religionspädagogik von Friedrich Schweitzer, Bernd Schröder und Michael Domsen illustriert er, wie unterschiedlich die Diskurse zur Epocheneinteilung des Faches, zur Bestimmung seiner Grundintentionen und Konfliktlinien im gesellschaftlichen Umfeld akzentuiert werden können. Er entfaltet diesbezüglich, wie die Selektionen von Quellen und theoretischen Kontexten als jeweilige Formen von Deutungsmachtstrategien verstanden werden können. Von daher ist zu klären, „welche Ordnungs- und Deutungsmuster in Texten, Aussagen und Darstel-

lungen zur Geschichte religiöser Bildung und Erziehung begegnen und welche Transformationen sich darin beobachten lassen, v. a. in Hinblick auf etwaige Deutungsansprüche und Machtfiguren.“ Saß zieht dann explizit die Verbindungen zur Diskursanalyse Foucaults und empfiehlt sie als eine „Beobachtertheorie für die Praktische Theologie“, um die Formationen der Diskurse und ihre Genese genauer beschreiben zu können.

Andreas Kubik entwirft Grundlagen einer theologischen Kulturhermeneutik von Deutungsmachtkonflikten anhand der Bedeutung des Themas Öffentlichkeit für die Theologie. Er nimmt seinen Ausgang von der vermeintlichen „Selbstbestimmung zur Machtlosigkeit“, die dem Christentum innewohne. Kubik dekonstruiert diese generelle Sicht nicht zuletzt durch eine innovative Aufnahme von Melanchthons Anspruch, „sine vi humana, sed verbo“ sei die Botschaft durchzusetzen, indem er übersetzt: „nicht durch weltliche Zwangsmittel, sondern durch Deutungsmacht“. Im Folgenden geht es Kubik darum zu zeigen, wie die infolge der Aufklärung entstehende „Deutungsmacht der Öffentlichkeit“ die Deutungshoheit der Kirchen kritisch aufgehoben und damit auch im Bereich der christlichen Religion Deutungsmachtkonflikte konstituiert hat, die die Bedeutung von Religion grundsätzlich berühren. Es geht um die strittige Bestimmung, was Religion an sich sei, und um die Frage, was man von ihr zu halten habe und schließlich um eine kritische Erhebung der „religiösen Lage“ in der jeweiligen Gegenwart. Kubik entfaltet dann im Rückgriff auf das Programm einer theologischen Kulturhermeneutik das komplexe Wechselverhältnis von Christentum und der Entstehung einer liberalen, demokratischen Öffentlichkeit. Die in diesem Spannungsfeld entstehenden Deutungsmachtkonflikte konkretisiert Kubik an drei Beispielen: a) religiöse Bildung am Ort der öffentlichen Schule, b) öffentlicher Streit um den Straftatbestand „Blasphemie“ und c) christliche Diakonie im deutschen Sozialsystem.

Ilona Nord wendet sich in ihrem Beitrag der „Deutungsmacht digitaler Medien in praktisch-theologischer Perspektive“ zu. Dabei setzt sie sich kritisch mit der These auseinander, Digitalität fördere das Priestertum aller Gläubigen. In einem ersten Schritt erhellt sie die Deutungsmacht des Rechtfertigungsnarrativs vom Priestertum aller Gläubigen und seine normativen Implikationen. Es folgen grundlegende Überlegungen zum Zusammenhang von Medialität, Deutungsmacht und Rechtfertigungsnarrativen im weiteren Sinne, wie sie im Anschluss an Rainer Forst als „diskursiv nachvollziehbare legitimierende Argumentationen“ und „normative Ordnungen“ zu verstehen sind. In diesem Zusammenhang wird auch das Narrativ einer „historisch gewachsenen Medienkompetenz“ des Protestantismus kritisch untersucht. Dann geht sie der Machtfrage in der Theorie digitaler Gesellschaft mit Blick auf das „Netzwerk-Narrativ“ unter Rekurs auf

Manuell Castells nach. Schließlich verweist Nord dann auf konkrete Strukturen, Projekte und Netzwerke digitaler Medien in Praktischer Theologie und Kirche.

Manuel Stetter legt den ersten Beitrag des zweiten Teiles des Bandes vor, der Deutungsmachtkonflikte und ihre Analysen in praktisch-theologischen Handlungsfeldern ins Zentrum rückt, indem er sich dem Spannungsfeld von Deutungsmacht und Predigtpraxis zuwendet und dabei der Materialität und Diskursivität rhetorischer Überzeugungskraft nachgeht. Programmatisch will er zur Erkundung der Deutungsmacht im Kontext des Predigtgeschehens eine „praxeologisch informierte Perspektive“ einnehmen, um bei der Praxis des Deutens und nicht beim Subjekt des Deutens anzusetzen. Deutungsmacht soll beschreibbar werden als etwas, das „prozesshaft, verteilt, heterogen“ im Vollzug „immer wieder neu ‚gemacht‘ wird“. Als Exempler wählt er die genauere Beschreibung der Machtgeflechte im Kontext der Inszenierung einer Kasualansprache bei einer Beerdigung. Dabei zeigt er, dass es in der Konstitution von Macht im rhetorischen Setting nicht nur um diskursive Praktiken, sondern auch um Raum- und Blickarrangements sowie um Artefakte und Körperausrichtungen geht, auch wenn die Fokussierung der rhetorischen Elemente einen besonderen Akzent erhält.

Ralph Kunz zeichnet Deutungsmachtkonflikte im Kontext von Rede und Ritus nach. Er setzt grundsätzlich an, indem er das Verhältnis von Rede und Ritus „in prinzipieller Hinsicht“ anhand von Leitfragen erschließt, die insbesondere paradoxe Strukturen von Ermächtigungs- und Entmächtigungsstrategien in der Rede von Gott und in der Feier des Gottesdienstes in den Blick nehmen. Er rekurriert im Anschluss an Karl Barth auf Grundzüge einer progressiven Dialektik und eine kenotische Ästhetik, die die Rede von Gott in einer „permanenten Unruhe“ hält, die Sprachlosigkeit nicht überspielt und die Arbeit an den Metaphern fortsetzt. Diese dialektische Struktur wird kombiniert mit dem Potential der Dekonstruktion, wie er es in der Auseinandersetzung mit der Philosophie von Jean-Luc Nancy gewinnt, der das „Ende der Bedeutung“ als „Bedingung der Möglichkeit von Sinn“ proklamiert. Kunz führt beide Denkbewegungen struktur analog in eins: „Wir sollen Sinn finden, aber können ihn in der Sinnwüste nicht finden; wir sollen Beides, unseren Anspruch und unser Scheitern wissen und darin den Sinn des Sinns entdecken.“ Es gehe demnach in Predigt und Gottesdienst um die Mitteilung und Darstellung von „Lücken und Leerstellen“. Schließlich ruft Kunz die Hermeneutik einer energetischen Macht des Heiligen im Anschluss an Josuttis auf und lässt Kurt Marti und der Sprachmacht des Poetischen das letzte Wort.

Thomas Schlag entfaltet Konflikte um Deutungsmacht in pastoraltheologischer Perspektive. Er nimmt gezielt zentrale Aspekte des Deutungsmachtkonzeptes auf und appliziert diese auf zentrale pastoraltheologische Problemstel-

lungen, wie die Frage nach der Deutungsmacht, die sich allererst in Kommunikationsverhältnissen aufbaut, nach der Wirkmacht von Kontexten und institutionellen Traditionsbeständen, nach der Deutungsmacht der Theologie in pastoralen Interaktionen, nach der Relevanz der theologischen Deutung des Sich-Deuten-Lassens im Umgang mit Deutungsmachtkonflikten. Mit Blick auf die Aushandlung von Deutungsmacht in den kommunikativen Grundkonstellationen pastoraler Praxis verweist er darauf, dass sich die Macht, die sich nur im Austausch entwickelt, mit davon abhängt, wie es gelingt, die Kontrolle über „Ungewissenszonen“ zu erlangen. Kritisch setzt sich Schlag mit der konfliktverschärfenden Sprengkraft der Verdrängung von Machtaspekten im Sinne einer „Kultur der Versöhnlichkeit“ auseinander, die verhindert, dass Konflikte ans Licht kommen und offen bearbeitet werden. Dies Problem verbindet sich mit einer „Deutung des pastoralen Berufs als Selbstvergewisserungs- und Legitimationspraxis vorgängiger Ordnung“. Entsprechend erweist sich die „möglichst genaue Wahrnehmung dieser traditions- und ordnungsbezogenen Kontextfaktoren von eminenter Bedeutung für die Analyse von Deutungsmachtkonflikten.“

Maïke Schult stellt Deutungsmachtkonflikte in der Seelsorge unter der Leitfrage „Lebensdeutung ohne Entscheidungsmacht?“ dar. Dazu eröffnet sie zunächst die verschiedenen Facetten einer pluralitätsbewussten Seelsorge, die sich selbst hochgradig ausdifferenziert hat. Gerade in Krisen werden eingespielte Deutungsmuster fraglich oder verlieren gar ihren Deutungswert. Da sich Seelsorgerinnen und Seelsorger durchaus risikoreich an den Lebensdeutungen anderer beteiligen, sollte es nach Schult zu den berufsethischen Standards gehören, „sich bemächtigender Strategien bewusst zu enthalten“ und auf „Durchsetzungsmacht“ mit Blick auf Entscheidungen zu verzichten. Um die mögliche Tiefe von Lebensentscheidungskonflikten zu veranschaulichen, greift sie auf eine Analyse des Romans „Kindeswohl“ von Ian McEwan zurück, in dem sowohl die Deutungsmacht *von* Religion als auch die Deutungsmacht *über* Religion eine zentrale Rolle spielt. Schließlich schlussfolgert sie, wie sich professionelle Seelsorge in solchen Entscheidungskonflikten strukturell positionieren kann.

Thomas Klie nimmt auf das Feld der Kasualien Bezug und entfaltet Deutungsmachtkonflikte bei Taufen im konfessionslosen Umfeld, die sich „zwischen Konvention und Konversion“ verorten müssen. Anhand eines konkreten Falles führt er in die sublimen Aushandlungsprozesse rund um die Gestaltung der Kasualie ein und zeigt vor dem Horizont spätmoderner Kasualtheorie, wie sich Anforderungen an das Subjekt im konfessionslosen Kontext noch einmal radikal zuspitzen, indem „die lange Reihe ritueller Optionen auf theologische Plausibilität und subjektive Stimmigkeit“ befragt wird. Im Rahmen einer „ästhetisch exponierten Umcodierung“ des Lebens erscheint die Taufe eher als Teil der Erlebniskultur denn als Teil christlicher Erinnerungskultur. Alle Entscheidungen sind

vor dem wirkmächtigen Deutungshorizont des Normalfalls der Konfessionslosigkeit (Nicht-Taufe) zu legitimieren und können auch in familiäre Deutungsmachtkonflikte führen. Im Anschluss an Josuttis setzt sich Klie kritisch mit dem Gestaltwandel der Taufe von einer Konversions- zu einer Segenshandlung und den damit jeweils impliziten Machtkonzepten auseinander. Festzuhalten ist, dass die Taufen im konfessionslosen Umfeld „auf einem riskanten Möglichkeitsfeld“ rituell komponiert werden, „in das sich die (religiösen) Verhaltens- und Denküblichkeiten handelnder Akteure durchaus machtvoll eingeschrieben haben.“

Bernhard Dressler identifiziert Deutungsmachtkonflikte im Spannungsfeld von politischer und religiöser Bildung. Unter Aufnahme kritischer Anfragen von Jürgen Kaube in der FAZ im Januar 2019 entfaltet Dressler sein Grundverständnis religiöser Bildung, wonach es „um die Fähigkeit zur urteilsfähigen Inanspruchnahme des Grundrechts auf Religionsfreiheit (...) zu gehen“ habe. Dazu sei es nötig, auch den Religionsunterricht „im Wechselspiel von (virtueller) *Teilnahme* an einer (unterrichtlich *inszenierten*) kulturellen Praxis und deren reflexiver *Beobachtung* zu gestalten.“ Im Kontext der möglichen provokanten Anfrage, ob nicht strukturparallel zu der Bestimmung, dass Religionslehrkräfte einer Religionsgemeinschaft angehören müssen, um die entsprechende kulturelle Praxis adäquat zeigen zu können, auch Politiklehrkräfte einer politischen Partei angehören müssten, um angemessen politische Bildung zu ermöglichen, arbeitet Dressler differenziert die Analogien und Differenzen politischer und religiöser kultureller Praxis und die möglichen Deutungsmachtkonflikte zwischen ihnen und den jeweiligen Partizipationsstrukturen heraus, die auch für die Konzeptionen von politischer und religiöser Bildung relevant sind. Dabei erweisen sich insbesondere Phänomene der Überschneidung von religiösen und politischen Geltungsansprüchen als interessante Herausforderungen der Positionierung.

Martina Kumlehn weist die Perspektive der Deutungsmachtkonzeption als bereichernde Querschnittsdimension der Reflexion religiöser Bildungsprozesse aus, die sich auf den verschiedenen Ebenen der Entwicklung von Wahrnehmungs-, Deutungs-, Urteils-, Gestaltungs- und Partizipationskompetenz produktiv einzeichnen lässt. Diese ermöglicht bei vielen Themen die Entdeckung neuer Facetten und sonst eher abgeblendeter Dimensionen. Welche Potentiale der Strukturierung und der Zuspitzung von Fragestellungen sich dabei ergeben können, zeigt Kumlehn anhand der aktuellen Corona-Krise, die religiöse Bildung massiv herausfordert. Denn die Krise drängt mit Vehemenz in die Deutung und bringt eine Fülle divergierender und konfligierender Krisennarrative hervor, die medial verstärkt werden. Es geht um Fragen der Kommunikation letzter Überzeugungen (belief systems) angesichts der existentiellen Bedrohung, um Evidenz des für wahr Gehaltene und um riskante Deutungsmachtsprüche in unsicherer Situation, die um Aufmerksamkeit ringen. Akteursmacht und institutionelle Macht

entfalten sich vorrangig im Spannungsfeld von Wissenschaft (Virologie, Epidemiologie) und Politik und es bleibt zu fragen, wie eigentlich das Religionssystem im Ringen um Systemrelevanz zu stehen kommt und sich den Lernenden darstellt. Im Zentrum der Analyse stehen jedoch die wirkmächtigen Narrative und Metaphern, die die Krise mitbestimmen, wobei die Deutungsmacht des Fiktionalen angesichts der harten Realität in besonderer Weise reflektiert wird. In religiösen Bildungsprozessen muss es darum gehen, biographiebezogen die existentiellen Fragen, die diese Krise aufwirft, im Spiegel der gegenwartskulturellen, literarischen und biblischen Narrative aufzunehmen und die Deutungsmachtkonflikte, die sich zwischen ihnen ergeben können, kritisch zu bedenken.

Thorsten Moos rekonstruiert Deutungsmachtansprüche anhand der Geschichtspolitik diakonischer Einrichtungen. Dabei setzt er bei der hagiographischen „Referenzerzählung für die Geschichte Bethels in der NS-Zeit“ an, in der es um die Abwendung der Euthanasie für die Anstalt geht. In ihr wird Deutungsmacht vielfältig in Szene gesetzt: „Präsentiert wird erstens eine Bewährung von Deutungsmacht als historisches Ereignis, die zweitens zugleich als Aktualisierung eines deutungsmächtigen Gründungsgeistes gerahmt und drittens als solche in einen offenen Deutungsmachtkonflikt der Gegenwart (der Erzählzeit) eingespielt wird.“ Dabei wird zudem vor allem die „Macht aus dem Dienst an den Schwachen“ als identitätsstiftendes Motiv entfaltet. Moos zeigt schließlich, welche Deutungsmachtkonflikte, die schon der Gründungserzählung eingestiftet sind, sich in gegenwärtigen Konflikten um das Bild von Bethel, seine Organisation und den Reformbedarf, der entweder betont oder angesichts der Gründungsmythen auch negiert wird, widerspiegeln. Dabei spielen im Spannungsfeld von Theologie und Ökonomie die Deutungsansprüche verschiedener professioneller belief systems sowie die Deutungskonkurrenzen über das Wesen der diakonischen Organisation eine zentrale Rolle.

Lars Charbonnier untersucht in kybernetischer Perspektive Deutungsmachtkonflikte im Kontext der Generationenaufgabe der Kirche. Dabei geht es ihm nicht in erster Linie um die Probleme im Zusammenhang des kontinuierlichen Mitgliederschwundes und der entsprechenden Altersstruktur in den Gemeinden, sondern vor allem um konkurrierende Bilder und Vorstellungen vom Pfarramt, die zwischen den Generationen strittig sind und es insbesondere jüngeren Kolleginnen und Kollegen erschweren können, den Beruf angesichts neuer Leitbilder attraktiv zu gestalten. Charbonniers Überlegungen sind von der These geleitet, dass eine Organisation nur dann für ihre Zielgruppen interessant sein kann, wenn sie es auch für ihre Mitarbeitenden ist. Die Aushandlungsprozesse finden nicht im machtfreien Raum statt, sondern werden mitbestimmt durch die Altersstruktur und generationale Verteilung bei Schlüsselstellen in den kirchlichen Organisationen: „Weil bestimmte Generationen ihre Deutungsmacht etabliert haben,

kommen andere Generationen mit ihren Deutungen und den auf diesen beruhenden Praxen nicht in gleichem Maße zum Zuge.“ Es werden schließlich die Leitbilder der verschiedenen Generationen der „Traditionalisten“, der „Babyboomer“, der „Generation X, Y und Z“ herausgearbeitet, die auch die Berufsauffassung und das Verhältnis zur Kirche prägen.

I Deutungsmacht und Grundfragen der Praktischen Theologie

Gesche Linde

Deutungsmacht

Einige grundsätzliche Überlegungen auf Basis einer semiotischen Interpretationstheorie

Der Ausdruck ‚Deutungsmacht‘ ist, grammatikalisch betrachtet, ein Kompositum, dessen Bestandteile, das Grundwort ‚Macht‘ und das Bestimmungswort ‚Deutung‘, in semantischer Hinsicht unglücklicherweise beide gleichermaßen nach begrifflicher Klärung verlangen. Eine solche begriffliche Klärung wird im Folgenden zunächst von dem Bestimmungswort ‚Deutung‘ her erfolgen und sich erst dann dem Grundwort ‚Macht‘ zuwenden.

Deutung soll hier als ein semiotisch strukturierter und dementsprechend auch semiotisch zu analysierender Prozess verstanden werden: als ein Prozess nämlich, der, folgt man Charles S. Peirce, formal darin besteht, dass im Medium eines sogenannten Interpretanten etwas, ein sogenanntes Zeichen, auf etwas anderes, ein sogenanntes Objekt, bezogen worden ist bzw. dass etwas, das als Zeichen fungiert, interpretiert wird, indem es zu etwas anderem, einem Objekt, ins Verhältnis gesetzt und auf diese Weise ein Interpretationsresultat produziert wird. Auf dieser Grundlage entfällt zunächst jede *kontradiktorische* Unterscheidung zwischen Deutung und Interpretation – ob eine solche Unterscheidung nun etwa entlang der Grenze zwischen dem Vorbegrifflichen und dem Begrifflichen verlief, entlang der Grenze zwischen dem Nichtsprachlichen („wie soziale[n] Praktiken, Regeln, Institutionen, Traditionen, [...] Träume[n], Modelle[n], Theorien und Lebensentwürfe[n]¹) und dem Sprachlichen, entlang der Grenze zwischen dem nicht methodisch und dem methodisch Kontrollierten/Kontrollierbaren, entlang der Grenze zwischen Texten als Gegenständen von ‚Interpretation‘ und Bildern als Gegenständen von ‚Deutung‘ etc. Anders gesagt: Da ‚Zeichen‘, ‚Objekt‘ und ‚Interpretant‘ ausschließlich als Funktionsbegriffe zu betrachten sind, mit denen sich zunächst keine weitergehenden Theorieentscheidungen ontologischen Inhalts verbinden – weder tritt das Zeichen notwendigerweise als eine physische Größe auf, noch ist das Objekt zwangsläufig etwas (wie auch immer zu definierendes) ‚Reales‘, noch muss der Interpretant sich als ‚Bewusstsein‘ einer interpretierenden Person manifestieren etc. –, müsste, falls eine kontradiktorische Unterscheidung zwischen Deutung und Interpretation aufrechter-

1 Ingolf U. Dalferth und Philipp Stoellger, „Vorwort“, in *Interpretation in den Wissenschaften* hg. v. Ingolf U. Dalferth und Philipp Stoellger (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005), v–vi, v.

halten werden sollte, angegeben werden können, worin die *strukturelle* Differenz zwischen beiden bestünde. Eine solche strukturelle Differenz wird eben *nicht eo ipso* durch unterschiedliche Dingklassen wie etwa ‚Bild‘ oder ‚Text‘ hergestellt, die als intentionale Bezugsgrößen interpretatorischer Prozesse auftreten können, auch nicht durch unterschiedliche Verfahren wie etwa Textthermeneutik oder Bildbetrachtung, nicht durch unterschiedliche Medien, in denen sich die Interpretationsresultate äußern, wie etwa Sprache oder nichtsprachliche Bewusstseinsprozesse, und auch nicht durch das unterschiedliche Tempo, in dem Interpretationsprozesse erfolgen: spontan oder eher bedächtig.²

Im Folgenden werde ich demzufolge ausschließlich von ‚Interpretation‘ sprechen. Und: Interpretation betrachte ich, Peirce folgend, als prozessual verfasst.

1 Interpretationsprozesse: Die Peirceschen Zeichenklassifikationssysteme

Das Interesse der hier zugrunde gelegten Peirceschen Semiotik gilt nicht einfach der Unterscheidung der drei semiotischen Funktionsgrößen Zeichen, Objekt und Interpretant als solchen, sondern den unterschiedlich strukturierten *Relationen* zwischen diesen dreien. Dementsprechend besteht die Leistung der verschiedenen Zeichenklassifikationssysteme, die Peirce in rascher Folge seit 1903 entwickelte, darin, erstens gemäß der Art und Weise, wie das Zeichen erscheint, also gemäß der Binnenstruktur des Zeichens, zweitens danach, wie das Zeichen auf ein Objekt bezogen wird, und drittens danach, wie der Interpretant die Relation zwischen Zeichen und Objekt repräsentiert, expliziert bzw. sichtbar macht oder sogar begründet, Zeichenklassen zu unterscheiden und so eine Vielzahl struktureller Unterscheidungen von Interpretationsprozessen zu erlauben. 1905 hat Peirce unter Einführung von drei Subunterscheidungen des Objekts und sechs Subunterscheidungen des Interpretanten ein (wenngleich unerläutert gebliebenes) System von zehn Aspektuierungen entwickelt, die sich in tabellarischer Gestalt als Abfolge von zehn Trichotomien darstellen lassen.

² Vgl. Charles S. Peirce, *Collected Papers*, Bd. 5, *Pragmatism and pragmaticism*, hg.v. Charles Hartshorne und Paul Weiss (Cambridge: Mass., 1934), § 213 (Brief an Mario Calderoni, ca. 1905): „We may classify objects according to their matter; as wooden things, iron things, silver things, ivory things, etc. But classification according to structure is generally more important.“

1 ^{a)}	2	3	4	5	6	7	8	9	10	
	Interpretanten-Trichotomien									
Zeichen- Trichotomie	Objekt-Trichotomien									
<i>Zeichen</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf das <i>unmittelbare Objekt</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf das <i>genuine dy- nামische Objekt</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>unmittelbaren Interpretanten</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>degeneraten dynamischen Interpretanten</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>genuinen dy- nামischen Interpretanten</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>doppelt dege- neraten nor- malen Inter- pretanten</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>einfach dege- neraten nor- malen Inter- pretanten</i> ist ein:	Zeichen im Blick auf den <i>genuinen nor- malen Inter- pretanten</i> ist ein:		
Pot/sign	Descriptive	Abstractive	Icon	Hypothetic	Congruentive	Suggestive	Gratific	Seme	Abducent	
Act/sign	Designative	Concretive	Index	Categorical	Percussive	Imperative	Actuous	PHEME	Inducent	
Fam/sign	General	Collective	Symbol	Relative	Usual	Indicative	Temperative	Delome	Deducent	

^{a)}Zehntrichotomisches Zeichenklassifikationssystem nach Charles S. Peirce

Dieses zehnrtrichotomische Zeichenklassifikationssystem verstehe ich so,

- (1) dass ein Zeichen im Medium eines *unmittelbaren Interpretanten* auf ein unmittelbares Objekt bezogen wird, indem der unmittelbare Interpretant sich als qualitativer Zustand („*Fühlen*“) darstellt und indem als *unmittelbares Objekt* das Selbst des Interpretierenden wie vom Zeichen affiziert fungiert,
- (2) dass ein Zeichen im Medium eines *degeneraten dynamischen Interpretanten* auf ein degenerates dynamisches Objekt bezogen wird, indem der degenerate Interpretant sich als Entscheidung oder Stellungnahme des interpretierenden Selbst im Blick auf seine durch das Zeichen prädizierte Zukunft gestaltet („*Wollen*“) und indem als *degenerates dynamisches Objekt* das angesichts des Zeichens antizipierte zukünftige Selbst des Interpretierenden fungiert,
- (3) dass ein Zeichen im Medium eines *genuinen dynamischen Interpretanten* auf ein genuines dynamisches Objekt bezogen wird, indem der genuine dynamische Interpretant sich als Akt der Positionierung des interpretierenden Selbst in Raum und Zeit angesichts der mit dem Zeichen aufgetretenen Herausforderung im Blick auf die eigene Existenz bzw. die eigene Zukunft manifestiert („*Handeln*“) und indem als *genuines dynamisches Objekt* das im Verhältnis zu seiner Umgebung positionierte Selbst (als körperlich verfasstes) fungiert,
- (4) dass ein Zeichen im Medium eines *doppelt degeneraten normalen Interpretanten* auf ein genuines dynamisches Objekt bezogen wird, indem der doppelt degenerate normale Interpretant die Relation des Zeichens zum genuinen dynamischen Objekt repräsentiert, ohne diese beiden Relate gesondert voneinander darzustellen (*Bildung eines Terms*), und indem als *genuines dynamisches Objekt* das von dem doppelt degeneraten normalen Interpretanten (dem Term) Repräsentierte als das vom Zeichen Bezeichnete fungiert,
- (5) dass ein Zeichen im Medium eines *einfach degeneraten normalen Interpretanten* auf ein genuines dynamisches Objekt bezogen wird, indem der einfach degenerate normale Interpretant die Relation des Zeichens zum genuinen dynamischen Objekt so repräsentiert, dass beide Relate gesondert voneinander repräsentiert werden (*Bildung eines Urteils*), und indem als *genuines dynamisches Objekt* das logische Subjekt fungiert, auf welches das Zeichen, in der Funktion des logischen Prädikats, Bezug nimmt oder über das es eine Aussage trifft,
- (6) dass ein Zeichen im Medium eines *genuinen normalen Interpretanten* auf ein genuines dynamisches Objekt bezogen wird, indem der genuine normale Interpretant die Relation des Zeichens zum genuinen dynamischen Objekt so repräsentiert, dass der Zusammenhang zwischen beiden in Form einer Begründung expliziert wird (*Bildung eines Arguments*), und indem als *genuines*

dynamisches Objekt der Prämissenbestand fungiert, der zur Begründung eines Urteils als des Zeichens herangezogen wird.

Das Versprechen dieses so verstandenen Ansatzes besteht erkennbar darin, Fühlen, Handeln, Sprechen und begrifflich organisiertes Verstehen im Rahmen ein und desselben formalen Modells (nämlich als Interpretationsprozesse) beschreiben und, bei aller struktureller Unterschiedlichkeit der Vollzüge, in ein systematisches Verhältnis zueinander setzen zu können. Auch Handlungen sind also Interpretationsprozesse (dies eine Idee, die, auf anderer theoretischer Grundlage, vor allem Charles Taylor entwickelt hat); und als solche (d. h. als Interpretationsprozesse) bilden sie nicht einfach nur die opaken ‚Ausgänge‘ von ‚Diskursen‘ (so Robert Brandom), sondern weisen diejenigen Strukturen auf, die, wengleich in elaborierterer Form, auch das begrifflich organisierte Verstehen durchziehen. Mit anderen Worten: Eine auf Peirce basierende Semiotik tritt mit dem Anspruch auf, den Interpretationsbegriff auf gesamtorganismische Selbststeuerungsprozesse insgesamt zu beziehen.

Eine *erste* der (zahlreichen) Implikationen dieses Vorschlags besteht darin, das Subjekt nicht mehr als Voraussetzung, als Autor oder gar als Ursache von Interpretationsprozessen aufzufassen, sondern als deren Produkt, es also im Zuge von Interpretationsprozessen überhaupt erst evolvierten bzw. sich fortschreitend stabilisieren zu lassen: Das interpretierende Selbst (das, siehe oben, stets auch ein körperlich verfasstes ist) *ist* nicht Subjekt, sondern *wird* zum Subjekt bzw. entwickelt sich dazu. Deutungs- oder Interpretationsmacht ist in diesem Sinne auch Macht über Subjektwerdung: Sie ist Macht über die künftige Identität des Interpretierenden.³

³ Ähnlich Jo Reichertz, *Kommunikationsmacht: Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das?* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009), 242: „Kommunikation schafft [...] Identität und weil Identität nie wirklich fixiert ist, kann Kommunikation Identität immer wieder neu bestimmen [...]“ 251: „[...] kommunikatives Handeln und Tun [kann] Identität gestalten [...]“ – Im Anschluss an Michel Foucault und Louis Althusser (und mittelbar offenbar auch an Karl Marx) hat Judith Butler sogar einen grundsätzlichen Zusammenhang von Macht schlechthin und Subjektwerdung postuliert. Judith Butler, *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001), 8: „Ins Leben gerufen wird das Subjekt, sei es mittels Anrufung oder Interpellation im Sinne Althussters oder mittels diskursiver Produktivität im Sinne Foucaults, durch eine ursprüngliche Unterwerfung unter die Macht.“ 9: „In jedem Fall nimmt die Macht, die zunächst von außen zu kommen und dem Subjekt aufgezwungen und es in die Unterwerfung zu treiben schien, eine psychische Form an, die die Selbstidentität des Subjekts ausmacht.“ 23: „[...] die Macht [beherrscht] Subjekte nicht nur oder unterdrückt“ sie, „sondern [formt] sie auch allererst“.

Eine *zweite* Implikation besteht darin, das interpretierende Selbst von den (ebenfalls körperlich verfassten) Dingen und Personen seiner Umgebung nicht von vornherein abzutrennen bzw. es diesen als seinen ‚Objekten‘ gegenüberzustellen, sondern es mit ihnen zum (seinerseits relational strukturierten) genuinen dynamischen Objekt zusammenzuschließen: Genuine dynamische Objekte sind Verhältnisse, die das interpretierende Selbst, das sich als ein in Raum und Zeit persistierendes entwirft, zu seiner Umgebung eingeht; sie sind Selbsteinbettungen in diese Umgebung. Die zunehmende Entflechtung oder Distanzierung des Selbst von Anderem findet letztlich erst in den normalen Interpretanten und also begriffsvermittelt oder quasi-begriffsvermittelt statt.

Eine *dritte* Implikation besteht darin, dass Raum und Zeit keine apriorischen Anschauungsformen mehr bilden, sondern eher als praxisgenerierte Zuschreibungen zu betrachten wären: apriorisch deshalb nicht, weil sie sich erst im Zuge der Interpretationsprozesse selbst einstellen bzw. erforderlich werden, und Anschauungsformen deshalb nicht, weil sie sich im Zusammenhang von Handlungsvollzügen ergeben: Das interpretierende Selbst gelangt erst dazu, sich als ein zusammen mit seiner Umgebung räumlich und zeitlich verfasstes zu entwerfen.

Eine *vierte* Implikation besteht darin, dass die Interpretanten von den Zeichen, die sie jeweils verarbeiten, semantisch abweichen (mit Ausnahme der Zeichenklasse der *deducents*), also nicht mit ihnen zur Deckung kommen: In den allermeisten Fällen determiniert das Zeichen das Objekt bzw. die Relation zwischen Zeichen und Objekt den Interpretanten eben nicht vollständig. Diese (produktive) Abweichung eröffnet den Spielraum, der für die Ausübung von Deutungsmacht benötigt wird.

Und eine *fünfte* Implikation besteht darin, dass Interpretationsprozesse der ästhetischen, ethischen oder logischen bzw. semiotischen Kritik unterzogen werden können: der ethischen Kritik, indem genuine dynamische Interpretanten daran gemessen werden können, ob sie so ausfallen, dass den Interessen der neben dem Interpretierenden an einer Handlungssituation Beteiligten Rechnung getragen wird, oder ob sie nicht so ausfallen; und der semiotischen Kritik, indem normale Interpretanten daran gemessen werden können, ob sie so ausfallen, dass sie ihre Aufgaben einer möglichst präzisen Explikation der Relation zwischen Zeichen und genuinem dynamischem Objekt, und zwar im Interesse der Ermöglichung von intersubjektivem Verstehen, erfüllen, oder ob sie nicht so ausfallen. Deutungsmachtkritik wäre, so verstanden, nicht erst eine Sache der politischen oder gesellschaftlichen Kritik (als Machtkritik, Ideologiekritik etc.), sondern bereits eine Sache der ethischen und semiotischen (und insofern eine Sache formaler) Kritik.

2 Konsequenzen für den Interpretationsbegriff

2.1 Zwischen methodisch und vormethodisch, begrifflich und vorbegrifflich, sprachlich und vorsprachlich vollzogenen Interpretationsprozessen lassen sich, wie oben bereits erwähnt, *keine trennscharfen Grenzen* ziehen. Denn:

Erstens können nichtsprachliche Zeichen in sprachlich verfasste Interpretanten übersetzt werden und umgekehrt. Zeichen, die im Blick auf ihren normalen Interpretanten strukturell identisch sind (z.B. *phemes* – siehe obige Tabelle), können sich in anderen Hinsichten (z.B. im Blick auf ihre Relation zum dynamischen Objekt) voneinander unterscheiden, so dass Interpretanten von derselben Binnenstruktur unterschiedliche Arten von Zeichen repräsentieren bzw. verarbeitet haben können (sowohl ein Rascheln im Unterholz als auch ein Schild, das vor Wildschweinen warnt, können von dem nervösen Spaziergänger in das explizite Urteil transformiert werden, dass er in Gefahr stehe, von Wildschweinen angegriffen zu werden). Die Interpretation strukturell vollständig identischer Zeichen kann sich sowohl der Anwendung von Methoden verdanken als auch nicht, weil die Beziehung des Zeichens auf das Objekt methodengeleitet erfolgen kann oder nicht, ohne dass sich dies jeweils in der Struktur des resultierenden Interpretanten niederschlagen würde. Zugleich können strukturell weniger elaborierte Interpretanten wie genuine dynamische Interpretanten sich durchaus methodengeleitet formieren (etwa das Handeln eines Experimentators im Labor), ohne dass dies darum auch auf strukturell elaboriertere Interpretanten (normale Interpretanten) zuzutreffen hätte (etwa auf die Feststellung, dass es draußen regnet). Bilder können zumindest in Teilen wie Texte funktionieren und Texte – z. B. ein Dada-Gedicht – wie Bilder. Etc.

Zweitens entfällt die Grenze zwischen dem nicht methodisch und dem methodisch Kontrollierten/Kontrollierbaren etc. deshalb, weil das, was *üblicherweise* mit dem Ausdruck ‚Deutungsmacht‘ angesprochen wird, sich gerade nicht auf einen Bezirk des Vorbegrifflichen, Vorsprachlichen und/oder des nicht methodisch Kontrollierten/Kontrollierbaren beschränken lässt. Dies zeigen nicht zuletzt Publikationen aus dem kultur-, dem geschichts-, dem rechts- und dem politikwissenschaftlichen Bereich. Der Philosoph Andreas Hüttemann erwähnt die Deutungsmacht der Biowissenschaften, die darin bestehe, „dass biowissenschaftliche Erklärungen als ultimative Erklärungen aufgefasst werden. Sie müssen erstens nicht weiter hinterfragt werden und schlagen zweitens alternative Erklärungen aus dem Feld.“⁴ Der Historiker Heinrich August Winkler weist auf

⁴ Andreas Hüttemann, „Natürlich? Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften: Einleitung“, in *Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften*, hg.v. Ders. (Paderborn: mentis Verlag, 2008), 7–15, 10.

den „Erfolg der äußersten Rechten“ in der Weimarer Republik hin, der „viel damit zu tun“ gehabt habe, „dass sie es verstand, ‚linke‘ Begriffe wie Arbeiter, Sozialismus und Revolution zu übernehmen und umzudeuten. Intellektuelle aus den Reihen der ‚Konservativen Revolution‘ hatten den Grund gelegt, auf dem die Nationalsozialisten aufbauen konnten. Sie taten es mit durchschlagender Wirkung. Begriffspolitik war für den Nationalsozialismus unschlagbar verbunden mit Geschichtspolitik.“⁵ Deutungsmacht ist für Winkler ein Phänomen, das nicht zuletzt Historiker_innen betrifft, denn: „Wer über historische Deutungsmacht verfügt, übt mittelbar auch politischen Einfluss aus. Je stärker eine Richtung ihre Sicht von Geschichte durchsetzt, desto näher kommt sie dem Zustand der kulturellen Hegemonie. Dahin zu gelangen ist ein Ziel *aller* politischen Richtungen.“⁶ Der Rechtswissenschaftler Hans Vorländer spricht von der „Deutungsmacht der Verfassungsgerichtsbarkeit“⁷ als der „autoritative[n] Interpret[in]“⁸ der Verfassung, der „im Fall sich widersprechender Deutungen die verbindliche Interpretation der Verfassung obliegt“⁹. Dem entspricht, dass im Angelsächsischen unter dem Stichwort ‚power of interpretation‘ u. a. Kriterien, Instanzen und Spielräume der Verfassungsauslegung diskutiert werden. Und ebenfalls im Blick auf das Verfassungsgericht unterscheidet der Politikwissenschaftler André Brodocz zwischen „[d]rei Ebenen der Deutungsmacht“¹⁰, der „Ebene des deutenden Gerichts“¹¹ als des Subjekts der Deutung, das „gegenüber der übrigen Gerichtsbarkeit nicht nur über einen Deutungsvorrang, sondern sogar über eine *exklusive Deutungshoheit*“¹² verfüge, der Ebene der Deutung selbst, die das Verfassungsgericht an der Verfassung vornehme, und zwar „in einer Deutungskonkurrenz mit der juristischen Fachöffentlichkeit“¹³, und der Ebene der gedeuteten Verfassung, die „normativ dem einfachen Recht vorangeht“¹⁴. All diese Beispiele zeigen: Das Problem der Deutungsmacht auf den Bezirk einer vorbegrifflichen, vorsprachlichen und/oder

5 Heinrich August Winkler, „Einleitung“, in *Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland*, hg.v. Ders. (Göttingen: Wallstein Verlag, 2004), 7–13, 9.

6 H. Winkler, Einleitung, 7.

7 Hans Vorländer, „Deutungsmacht – Die Macht der Verfassungsgerichtsbarkeit“, in *Die Deutungsmacht der Verfassungsgerichtsbarkeit*, hg.v. Ders. (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006), 9–33, 22.

8 H. Vorländer, Deutungsmacht, 25.

9 H. Vorländer, Deutungsmacht, 21.

10 André Brodocz, *Die Macht der Judikative [Verfassung und Politik]* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009), 101.

11 A. Brodocz, Die Macht der Judikative, 106.

12 A. Brodocz, Die Macht der Judikative, 106 f.

13 A. Brodocz, Die Macht der Judikative, 112.

14 A. Brodocz, Die Macht der Judikative, 101.

methodisch nicht kontrollierbaren ‚Deutung‘ zu beschränken hieße, sich sowohl bereits eingeführter als auch relevanter Forschungsgegenstände zu berauben. Mit anderen Worten: Obwohl es in bestimmten Forschungskontexten sinnvoll sein mag, mit einer Unterscheidung zwischen Interpretation und Deutung zu operieren, gehört der Forschungskontext der Deutungsmacht nicht dazu.

2.2 Ebenso *entfällt* jede naiv-populäre *Unterscheidung zwischen ‚Interpretation‘ einerseits und ‚Tatsachen‘, ‚Sachverhalten‘* oder Ähnlichem andererseits. Weder lassen Tatsachen, Sachverhalte etc. sich gegen Interpretationsprozesse bzw. Interpretanten ausspielen – hier die subjektiv-willkürliche bzw. beliebige Interpretation, dort die objektiv gesicherte Tatsache –, noch können Tatsachen dergestalt in Interpretationen aufgelöst werden, dass, wie im Radikalen Konstruktivismus, zuletzt nur noch individuelle Interpretationen ohne jede Möglichkeit der Kritik bzw. begründeten Korrektur nebeneinander zu stehen kämen.¹⁵ Vielmehr bilden Interpretanten (und zwar spezifische, nämlich einfach degenerate normale Interpretanten und genuine normale Interpretanten) die *Form*, unter der Tatsachen und Sachverhalte *als* solche, als Sachverhalte also, repräsentiert werden d.h. überhaupt erst zugänglich sind: dies allerdings stets nur vorläufig, denn Interpretanten können in nachfolgenden Interpretationsprozessen an die Funktionsstelle des Zeichen (oder des unmittelbaren Objekts) treten, mit der Folge, dass sich die in den neu entstehenden Interpretanten repräsentierten genuine dynamischen Objekte verändert haben werden. Interpretationsfreie Zonen sind nicht zu haben, doch bedeutet dies weder den Verzicht auf Wahrheitsansprüche noch den Verzicht auf die Forderung nach Begründungen.

2.3 *Deixis* taugt nicht als Determinante des Deutungsbegriffs¹⁶. *Deixis* muss als Handlung (und zwar in kommunikativer Absicht) verstanden werden und damit als ein genuiner dynamischer Interpretant, der als solcher ein Zeichen zu einem genuine dynamischen Objekt in Beziehung setzt: *Deixis* ist ein (übrigens vergleichsweise anspruchsvoller) Akt, im Verlaufe dessen der Interpretierende sich zu einem Anderen, dem er etwas zeigt, als einem solchen ins Verhältnis setzt,

15 Vgl. auch Heiner Hastedt, „Reflexion der Macht und Macht der Reflexion: Einleitende Bemerkungen“, in *Macht und Reflexion [Deutsches Jahrbuch Philosophie 6]*, hg.v. Ders. (Hamburg: Felix Meiner Verlag, 2016), 17–40, 25: „Wenn Deutungen als allgegenwärtig angesehen werden, beinhaltet dies erkenntnistheoretisch nicht unbedingt ein Bekenntnis zum radikalen Konstruktivismus. Vielmehr ist diese These weitgehend mit einem Neuen Realismus vereinbar, der in seiner Sinnfeldontologie die Pluralität der Realität herausstellt.“

16 So Philipp Stoellger. „Deutungsmachtanalyse. Zur Einleitung in ein Konzept zwischen Hermeneutik und Diskursanalyse“, in *Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten*, hg.v. Ders. (Tübingen: Mohr Siebeck, 2014), 1–85, 29: „Wird Deutung bestimmt vom Zeigen her, gilt für die Macht: *Dass* sie sich *zeigt*, sofern sie wirksam ist, führt zu ihrer Form als *Deutungsmacht*.“ Vgl. 19.

der sich seinerseits zu dem Gezeigten ins Verhältnis setzen kann und möge und der damit seine eigene (des Interpretierenden) Zukunft in der gewünschten Weise beeinflussen kann und möge. Insofern Deixis als Interpretant beschrieben wird, lässt sich zwar sagen, dass ein Deuten-auf-Etwas (Deixis) einen Fall des Deutens-von-Etwas (Interpretieren) darstellt, nicht jedoch umgekehrt: Genuine dynamische Interpretanten können, müssen aber nicht deiktischen Charakter haben. Deixis fällt darum *als allgemeines Bestimmungsmerkmal des Deutens* – d. h.: des Interpretierens – *aus*. Das genuine dynamische Objekt eines deiktisch intendierten Interpretanten (z. B. einer Zeigegeste, eines deiktischen Ausrufs etc.) ist keineswegs dasjenige, worauf der Interpretierende zeigt (das illustrieren deiktische Täuschungs- oder Ablenkungsversuche, die längst sogar für bestimmte Arten von Menschenaffen belegt sind), sondern es ist das Selbst des Interpretierenden, das sich zu einem Anderen ins Verhältnis setzt: und zwar zu diesem Anderen als einem solchen, der über das Potential verfügt, sich dem Gezeigten zuzuwenden. Erst wenn der Interpretant in einem *nachfolgenden* Interpretationsprozess an die Funktionsstelle des Zeichens tritt, wenn also der Andere, dem etwas gezeigt werden sollte, nun seinerseits die Zeigegeste interpretiert und dies so tut, dass er sich dem Gezeigten zuwendet (z. B.: wie selbstverständlich und ohne Misstrauen gegenüber dem Zeigenden nach der gezeigten Banane greift), tritt das Gezeigte in das genuine dynamische Objekt ein: als Bestandteil einer Relation, die das Gezeigte zum Selbst des Interpretierenden ins Verhältnis setzt.¹⁷

17 Ein sog. Indexwort (z. B. der Ausdruck ‚gestern‘), verstanden als Zeichen, kann im Kontext dieses Modells nicht als *index* analysiert werden – siehe obige Tabelle –, sondern nur als *symbol* (regelbasierter Bezug des Zeichens zum genuinen dynamischen Objekt), sodann als *imperative* (partikularer Sprecher): als *imperative-gratific* („das Gestern irgendeines, nämlich mir, dem Interpretierenden, nicht bekannten Sprechers: ‚irgendein Gestern‘) oder als *imperative-actuous* („das Gestern dieses besonderen, mir bekannten Sprechers: ‚dieses Gestern‘). Ein generalisierter Sprecher kann bei einem Indexwort nicht unterstellt werden; damit entfällt das *indicative*. Die Selbstpositionierungen, die bei Zeichen, die in genuine dynamische Interpretanten übersetzt werden, in Raum und Zeit und gegenüber einer Umgebung stattfinden, nehmen im Fall des Sprachverstehens, also im Fall von Zeichen, die in normale Interpretanten übersetzt werden, die Gestalt einer Selbstpositionierung gegenüber den (möglichen) Sprecher-Instanzen an: Pragmatik bedingt Semantik. (Siehe dazu auch: Gesche Linde, *Intellektuelle Redlichkeit im Prozess des Verstehens. Eine interpretationstheoretische Begriffsklärung*, in: Gerald Hartung und Magnus Schlette (Hg.), *Religiosität und intellektuelle Redlichkeit [Religion und Aufklärung 21]* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2012), 289 – 307, hier 294 – 301.)

3 Der Begriff der Deutungsmacht: zwischen ‚Deutung‘ und ‚Macht‘

Unter der Ausübung von Deutungsmacht lässt sich sowohl der souveräne Vollzug je *eigener* Interpretationsprozesse verstehen, also der souveräne Vollzug eigenen Fühlens, Wollens, Handelns und Denkens, als auch die Beeinflussung, Steuerung oder Manipulation von Interpretationsprozessen *Anderer* bzw. die erfolgreiche Intervention in Interpretationsprozesse *Anderer*, im Zuge derer einer bestimmten Interpretation bzw. einem bestimmten Interpretanten im Unterschied zu anderen möglichen Interpretationen bzw. Interpretanten Geltung verschafft wird. Im Folgenden werde ich mich für den zweitgenannten Fall interessieren. In diesem Zusammenhang tritt Deutungsmacht also (a) als ein soziales bzw. kommunikatives Phänomen auf; sie spielt sich (b) zwischen einer machtentfaltenden Instanz (die nicht notwendigerweise personal verfasst sein muss) und einem interpretierenden Selbst ab; sie muss sich (c) gegen Widerstände (nämlich den Eigensinn des interpretierenden Selbst) durchsetzen; und sie manifestiert sich (d) in Gestalt ihrer Folgen, indem sie auf die Formation von Interpretanten einwirkt. Sie verändert, schlicht gesagt, Fühlen (unmittelbare Interpretanten), Wollen und Handeln¹⁸ (dynamische Interpretanten) sowie Denken (normale Interpretanten); sie lenkt diese in andere Bahnen, als es ohne ihre Entfaltung – sozusagen ‚von selbst‘ – der Fall gewesen wäre. Dieses Verständnis von Deutungsmacht impliziert mehreres.

Erstens: Im Gegensatz zu der These, dass „Deutung *mit* Zwang, Gewalt und in Funktion von Herrschaft“ auftreten könne¹⁹, wird hier vertreten, dass die Ausübung von Deutungsmacht jedenfalls *nicht* auf der Anwendung von *Gewaltmaßnahmen* basieren kann, weil die Interpretanten, die durch Ausübung von Deutungsmacht durchgesetzt werden sollen, sich auf der Ebene des Fühlens, des Wollens, des Handelns und der Ausbildung von Überzeugungen (*beliefs*) manifestieren und allesamt *nicht zuverlässig* erzwungen werden können. Das heißt

¹⁸ Dieser Aspekt wird nachdrücklich von J. Reichertz betont (Kommunikationsmacht, 12): „Kommunikation zielt [...] immer auf Wirkung, auf Handlungsbeeinflussung. Dazu muss Kommunikation eine Art von Macht aufbauen und nutzen können, die sich aus ihr selbst speist.“ 198: „Derjenige, der mit Zeichen handelt, der kundgibt, der teilt mit. Aber er teilt nicht mit, weil er ein Nacherleben, sondern weil er ein *Handeln* auslösen möchte.“

¹⁹ Philipp Stoellger, „Genesis der Geltung und Geltung der Genesis: Eine Frage der Deutungsmacht“, *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 8 (2014/1), 21–33, 30: „Dass [...] Deutung *mit* Zwang, Gewalt und in Funktion von Herrschaft auftreten kann, [...] kann Anlass zur Deutungsmachtkritik geben.“